



Arno Geiger

Der alte König in seinem Exil

dtv 2014 • 188 Seiten • 10,20 • 978-3-423-14154-3



„Es wird wohl stimmen, was Jacques Derrida gesagt hat: dass man stets um Vergebung bittet, wenn man schreibt.“ (Das schreibt Arno Geiger auf Seite 23.) Wenn jemand an Demenz leidet (mithin: jemand wie ich), dann kann ihn dieses Buch am Anfang sehr wohl erschrecken. Ich gebe zu, dass es mich zunächst tief verstört hat. So also wird sich die Krankheit im fortgeschrittenen Stadium anfühlen. Nein! Bitte nicht!! „Obwohl ich noch immer nicht gerne daran zurückdenke, begreife ich jetzt, dass es einen Unterschied macht, ob man aufgibt, weil man nicht mehr will, oder weil man weiß, dass man geschlagen ist. Der Vater ging davon aus, dass er geschlagen war.“

Dann baut Arno Geiger, der Sohn, der seinen alleinlebenden Vater betreut, eine feste Brücke zu dem demenzkranken Mann auf, von dem sein autobiografisches Buch berichtet: „Da mein Vater nicht mehr herüber in meine Welt gelangen kann, muss ich hinüber zu ihm. Dort drüben, innerhalb der Grenzen seiner geistigen Verfassung, jenseits unserer auf Sachlichkeit und Zielstrebigkeit ausgelegten Gesellschaft, ist er noch immer ein beachtlicher Mensch, und wenn auch nach allgemeinen Maßstäben nicht immer ganz vernünftig, so doch irgendwie brilliant.“

Das Buch wird durch eine wahre Anthologie wunderbarer Sätze gegliedert, weiser Dialoge zwischen Vater und Sohn, die durch die Beiträge des Vaters auf eine begnadete, manchmal auch humorvolle Ebene gehoben werden. Ein Beispiel: „Erklär mir lieber, wie du nach Hause gehen willst, wenn du schon zu Hause bist.“ – Der Vater: „Ich verstehe nicht ganz.“ – „Du bist zu Hause und willst nach Hause gehen. Man kann doch nicht nach Hause gehen, wenn man schon zu Hause ist.“ – Der Vater: „Das ist sachlich richtig.“ – „Und?“ – Der Vater: „Das interessiert mich alles bei weitem nicht so sehr wie dich.“

Andererseits schildert Arno Geiger auch die dunklen und beklemmenden Momente: „Die Abende sind es, die einen Vorgeschmack auf das liefern, was bald schon der Morgen zu bieten haben wird. Denn wenn es dunkel wird, kommt die Angst. Da irrt der Vater rat- und rastlos umher wie ein alter König in seinem Exil. Dann ist alles, was er sieht, beängstigend.“ (Daher wird auch der Titel abgeleitet: „Es heißt: wer lange genug wartet, kann König werden.“)



Der quälende Eindruck, nicht zu Hause zu sein, unter dem der Vater sichtbar leidet, gehört zum Krankheitsbild. Erklärbar ist es so, dass ein im fortgeschrittenen Zustand an Demenz erkrankter Mensch aufgrund seines Zustandes das Gefühl der Geborgenheit verloren hat. Er sehnt sich an einen Platz, an dem er diese Geborgenheit wieder erfährt. Aber wo kann das noch sein? Selbst das Schlafzimmer, ja das eigene Bett scheiden als vertraute, gemütliche, sichere Orte aus.

Als das der Familie Geiger klar wurde, was eigentlich mit dem Vater geschehen war, als also die Diagnose Alzheimer im Raum stand, bedeutete das für alle eine Erleichterung: „Jetzt gab es für das Chaos der zurückliegenden Jahre eine Erklärung, die wir akzeptieren konnten, wir fühlten uns nicht mehr so am Boden zerstört. Nur die Einsicht, dass wir viel zu viel Zeit damit vergeudet hatten, gegen ein Phantom anzukämpfen, war bitter – Zeit, die wir tausendmal sinnvoller hätten nutzen sollen.“

Des Vaters bedrückter Gesichtsausdruck spricht manchmal von der tiefen Heimatlosigkeit eines Menschen, dem die ganze Welt fremd geworden ist. Aber noch einmal gibt es einen gänzlich unvermuteten Umschwung im Leben des alten Mannes. „Der von der Krankheit aufgezwungene Kontaktverlust, den ich seit längerer Zeit befürchtet hatte, trat nicht ein. Stattdessen freundeten wir uns nochmals an mit einer Unbefangenheit, die wir der Krankheit und dem Vergessen zu verdanken hatten; hier war mir das Vergessen willkommen. Alle Konflikte, die wir gehabt hatten, blieben zurück. Ich dachte mir, solche Gelegenheit kommt nicht wieder.“

Der tägliche Umgang mit dem alten Mann gleich immer mehr einem Leben in der Fiktion, die Erinnerungslücken des Vaters und „seine Hilfskonstruktionen, mit denen sein Verstand sich gegen das Unverständliche wappnete“ und die manchmal noch funktionieren, bestimmen den Umgang miteinander. „Wir sagten so oft wie möglich Dinge, die seine Sicht bestätigten und ihn glücklich machten. Wir lernten, dass die Scheinheiligkeit der Wahrheit manchmal das Allerschlimmste ist.“

Der ambivalente Zustand des Vaters zeigt sich besonders in den Dialogen, die der alte Mann führt. Sein Freund: „Wie alt bist du jetzt, August?“ – Vater: „Sollte ich das wissen?“ – Antwort: „Eigentlich schon.“ Arno Geiger hilft dem Vater daraufhin mit der Bemerkung, er werde demnächst dreiundachtzig. Daraufhin bedankt der Vater sich überschwänglich: „Du, danke, das ist nett von dir. Das rechne ich dir hoch an.“

Gegen Ende schreibt Arno Geiger: „Ich wollte mir mit diesem Buch Zeit lassen, ich habe sechs Jahre darauf gespart. Gleichzeitig hatte ich gehofft, es schreiben zu können, bevor der Vater stirbt. Ich wollte nicht nach seinem Tod von ihm erzählen, ich wollte über einen Lebenden schreiben, ich fand, dass der Vater, wie jeder Mensch, ein Schicksal verdient, das offenbleibt.“

Es sollte anders kommen. Diese „Liebeserklärung an den Vater“ (FAZ) konnte natürlich nicht anders als posthum erscheinen. Laut Denis Scheck ist es sogar ein „grandios gelungenes Buch“ geworden. Und wie ging es mir selber damit? Ganz einfach: Je weiter ich darin gelesen habe, desto weniger hat es mich noch verstört, desto mehr habe ich es zu lieben begonnen.